

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 6

Artikel: Schutz der Seeufer

Autor: E.R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Hallwilersee. Sträucher und Bäume spiegeln sich im Wasser. In der stillen Bucht gedeihet, von Schilf und Seebinsen geschützt, die Seerose.

(Aufnahme von Dr. Jules Coulin, Basel.)

sprach mit mir; ich horchte, verstand aber nicht, was er sagte. Er hielt den Mantel vor das Kinn, daß ich sein Gesicht nicht sah, und der Mantel flatterte, als ob Wind ginge; ein röthlich-schwarzer, leichter Stoff war es, wie uralt und mürbe. Endlich fragte ich, wohin er mich führe. „Heim,“ war die Antwort. Mir graute; ich wollte um Hilfe rufen und brachte doch keinen Ton hervor. Da bog um die Ecke der langen Mauer eine Frauengestalt, barhaupt, mit grauem Haar, und kam mir langsam entgegen. Ich ließ ihr zu, ich winkte. Der Mann war immer neben mir. „Nimm mich mit,“ bat ich sie, und auf einmal wußte ich, daß die Frau deine Schwester, daß es Hanna sei. Aber sie kannte mich nicht, ging gleichgültig vorbei und sagte nur: „Ich wandere.“ — Darüber wachte ich auf, in Todesangst, und das Wort klang mir, wie eben laut gehört, noch in den Ohren: „Ich wandere“ — — (Fortsetzung folgt.)

■■ Schutz der Seeufer. ■■

Vom langen Herumrennen in Zürich herzlich müde, saßen wir abends in jener wunderbaren Anlage, die von den feinverständigen Zürchern am Zürichhorn sorgfältig ausgebaut und liebevoll gepflegt wird. Auf großen, rundgeschliffenen Steinen am Strand brachen sich kleine Wellen, die von weit außen mit nachtdunklen Schatten dahergowgten und sich leicht leuchtend und nun perlend weiß zu unsren Füßen warfen. Große Ahorne neigten ihre schirmenden Kronen über das samtene Wasser; irgendwo ahnte man Rüschberg und seinen Kirchturm, und man glaubte, nun müsse es klingen:

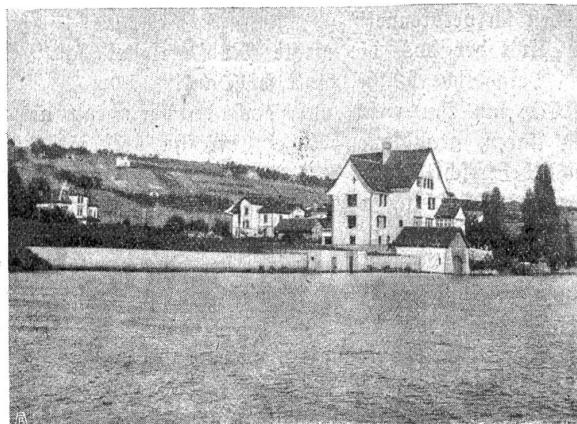
So stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schifflein sind im Port.
Nur oben in dem Nether
Der linden Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfert'ger Ferge sacht.
Die Barke still und dunkel
Fährt hin im Dämmerschein
Und leisem Sterngeunkel
Am Himmel und hinein.

(C. F. Meyer.)

Tags darauf führte uns die Dampfschwalbe den See hinauf. Das Wetter war trüb; den See herunter strichen regengefüllte Wolken; einige Möven zankten böse im Flug um das Schiff. Da knallte plötzlich oben bei Erlenbach das brutale Weiß einer neuen Strandmauer in den See hinaus. Einer, der möglichst nahe am poesievollen See wohnen wollte, hatte das Seeufer durch soliden Kunstdstein gestützt, das Seeufer tapfer für sich in Anspruch genommen, die Fußwanderer vom Strand ausgeschlossen, die alte Strandvegetation bei Seite gedrängt; nun stand die neue Mauer da und ihr Weiß schien mit gesunden Lungen in die Welt hinauszuschreien: Da bin ich! Und ein nützlicherer Bursche bin ich auch, als die nichtsnußige Krautwelt es war, die vorher hier faulenzte. — Als wir heimkehrten, priesen wir Conrad Ferdinand Meyer glücklich, daß er jetzt nicht mehr dabei zu sein brauchte; denn „Abendwolke“ und diese Mauer . . .

Tags darauf suchten wir in Luzern den See. Eine langweilig gerade Quai'anlage mit pedantisch ausgerichteten Alleebäumen ließ vermuten, daß hier einmal guter Strand gewesen sei; Bänke (steht nicht auch: Nur für die Fremden! darauf?) gaben zu vermuten, daß man hier auch einmal etwas von des Sees natürlicher Schönheit ruhend habe betrachten können. Dann streckte eine Dampfschiff-Ländte ihr Eisengitter mit elektrischen Beleuchtungsmasten gleichgültig ins Wasser; dies Brücklein könnte überall sonst, nur nicht am Vierwaldstättersee stehen. Weiter oben qualmten dichte Rauchwolken aus der städtischen Seeanstalt; und als wir endlich entsezt den See, das Wasser und einen Strand mit einigen natürlichen Steinen suchten, ohne große Ansprüche auf Schilf- und Ufergebüsche, da mußten wir erst wandern, an Villen, Hotelgäerten, Tennisplätzen pour Messieurs les étrangers vorüber, die alle uns neidisch die Aussicht auf den See wegnahmen, bis endlich oben das blaue Wasser wieder an den Tag trat, dort, wo man den Strand zur Schuttablagerung benutzt hatte.

Ist es denn wirklich notwendig, so mit der Schönheit unserer Seen zu wirksaften? Gewiß verlangt die ständige Wassererosion, daß der Strand durch Mauern geschützt



Häßliche Ufermauer bei Erlenbach am Zürichsee.
(Aufnahme von Dr. H. Peter, Zürich.)

werde. Aber das läßt sich auch durchführen, indem man vorsichtiger mit der Eigenart des Strandes umgeht. Wir finden schon am Thunersee oben Beispiele genug, die zeigen, wie man den Strand durch unauffällige, sich bescheiden ins Landschaftsbild einfliegende Mauern schützen kann. Stellt man nicht gerade eine jener häßlich kalten Betonmauern hin, sondern verwendet Natursteine, so findet hier in einem Spältchen, dort in einer Rieze ein Pflanzchen Gelegenheit, sich anzusiedeln und das kühle Weiß mit frohem Grün und leuchtenden Blumenfarben zu decken. Moose und Flechten unterstützen; bald ist diese Mauer so vollständig in die Landschaft aufgenommen, daß sie ihre nützliche Arbeit ohne jede Störung verrichten kann. Wie glückliche Landschaftsbilder durch das Zusammenwirken von Naturstein, Pflanzen, Wasser und Himmel entstehen, mag man etwa bei Weggis am Vierwaldstättersee betrachten, wo eine einfache Brüstung sich mit der Pflanzenwelt zu einem ehrlich kräftigen Vordergrund vereinigt. Quai-anlagen wie die in Luzern und Genf lassen sehr empfinden, wie unverträglich das herrische Hineinregieren mathematischer Gleichgültigkeit in die freie Selbstbestimmung der Natur wird. Das Verderben macht einen um so schmerzlicheren Eindruck, als man uns, gleichsam als Beweis, daß es anders sogar besser geht, Quai-anlagen geschenkt hat, die auf die Eigenart des Seufers jürgam Bedacht nehmen. In Brienz ist von einem klugen, naturverständigen Kopfe bestimmt worden, damit wurde eine der schönsten Quai-anlagen der Schweiz geschaffen. Sie bietet, dank dem Verzicht auf die Regelung mit dem Lineal, geschlossene Winkel, abgegrenzte Landschaftsbilder und freien Zugang zum Wasser.

Aber eben dieser freie Zugang! Früher wurde durch die Fischerei überall das sogenannte Leinrecht beansprucht; damit erhielten auch Spaziergänger Zugang zum Wasser. Seit aber dieser Beruf mehr und mehr zurückgegangen ist oder sich doch andern Bedingungen gefügt hat, ist dieses Recht vergessen worden. Privatbesitzer haben sich, ohne daß Einspruch erfolgt wäre, darüber hinweggesetzt, haben ihre Besitzungen so an den Strand geschlossen, daß kein freier Durchgangsraum mehr übrig blieb; und wo er doch blieb, da wußte man ihn nur allzuhäufig durch allerlei Schikanen, durch Hoshunde oder etwas ähnliches unbegehbar zu machen. Im Waadtland hat man, geführt von Professor Taverney, einen eigentlichen Feldzug gegen das Uebergreifen dieser



Uferstrasse bei Weggis. Reiche Vegetation bildet in mannigfachster Form den Übergang zur Wasserfläche; die freie Art der Uferschränke läßt den See in schönster Weise zur Geltung kommen. (Aufnahme von Wehrli A.-G., Kirschberg.)

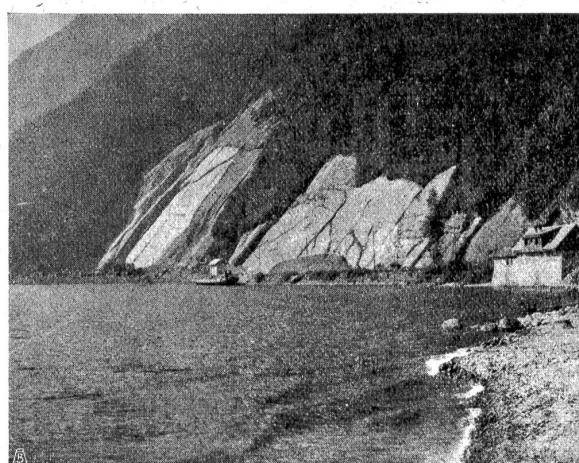
Privatrechte durchgeführt. Eine Petition hat den Grossen Rat ersucht, im auszuarbeitenden Ufergesetz eine Bestimmung aufzunehmen, wonach am Waadtländerufer des Genfersees und an den andern Seen, die im Kanton liegen oder an ihn grenzen, ein fortlaufender Fußweg von mindestens einem Meter Breite freigelassen werden müsse. Die Petition hat gute Aufnahme gefunden; nun werden die Waadtländer bald ihre Seen dem Volke zurückgewonnen haben.

Es dürfte vielleicht auch bei uns ähnlich gehandelt werden. Die Heimatschutzbestimmungen des neuen Zivilgesetzbuches geben den gesetzlichen Halt. Wir haben uns vielleicht nicht nur für das einfache Recht zu wehren, daß nicht Einzelne der Gesamtheit des Volkes den Strand und den See wegnehmen können. Es gibt auch an unsern Flüssen Uferwege, die durch ihre prachtvolle heimliche Anlage Tausenden eine Freude bringen könnten, wenn nicht die ständige Furcht wäre, man könnte irgendwo mit dem Geseze zusammenstoßen. Die Mauer im Dählhölzli vor dem Elsenauweg redet deutlich genug.

Es ist auch ein Kampf für das geliebte Antlitz der Heimaterde, wenn wir die Seen, die blauen Augen in diesem Gesicht vor Verderbnis schützen. Es geht ihnen ohnedies

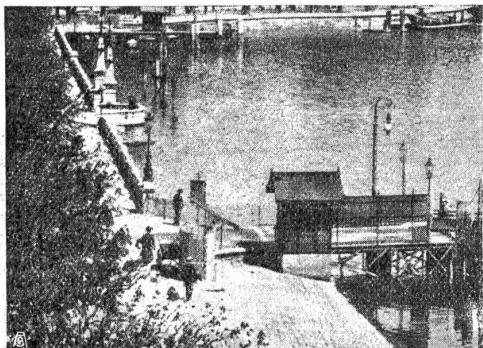


Quai in Vevey. Von endloser Geradlinigkeit und Langerweile: läßt den See nicht zur Geltung kommen. (Aufnahme von J. Boissonnas, Genf.)



Bei Brunnen am Vierwaldstättersee. Die helle Fläche dieses Steinbruches wirkt im dunklen Waldbachhang wie eine offene Wunde.

schlimm genug. Die kleinen Moorseen sind dem Verderben geweiht. Professor Schröter berichtet, daß innerhalb 250



Ein hässlicher Landungssteg am Quai in Luzern. Daß bessere Anlagen möglich sind, zeigt der Landungssteg auf dem Rütti; hier wurde in glücklicher Anlehnung an den Eingang einer Holzbrücke eine heimatisch schöne und praktische Anlage geschaffen.

Jahren von 149 kleinen Seen im Kanton Zürich und seiner nahen Umgebung 74 verschwunden sind. Seichte Wasser verlanden; häufig genug hilft der Mensch der Arbeit der Moorpflanzen nach, ohne daß Notwendigkeit dazu zwingt. Wir konnten noch vor kurzem beobachten, wie von den kleinen Seelen, die sich auf dem Hang zwischen Eggishorn und Riederalp hinter der hochgeschobenen alten Moräne ausdehnten, einige durch die Ableitung des Wassers zerstört worden waren. Tieferlegung der Seen kann neben gedankenloser, rein utilitaristisch gerichteter Ausfüllung gerade zu Verderben wirken. Bedenkt man, daß durch die geplante Tieferlegung des Bodensees um 6 Meter die Insel Reichenau ihren Inselcharakter verliert, daß damit eines der wunderbarsten Landschaftsbilder, an dem auch wir Schweizer Freude haben können, geopfert wird, dann begreift man, daß es wirklich soziale Pflicht ist, sich für dieses Stücklein Schönheit des Heimatbodens zu wehren, und dann wird man dem Heimatschutzverband danken, daß er in einem tapfern Schriftchen (Dr. Jules Coulin, Schutz der Seeufer. Verlag Benteli A.-G., Bümpliz. 30 Cts.) für den Schutz unserer Seeufer eintritt.

E. R.

Die Schweizerfrauen und der Krieg.

Von Julie Merz.

2. Die Bekämpfung der wirtschaftlichen Schädigungen aus Mobilisation und Krieg.

Raum war der Krieg ausgebrochen, so befahlen wir selbst in unserm neutralen Lande seine Wirkungen zu spüren. Das Geschäftsleben stöckte wie auf einen Schlag. Einzelne unserer Industrien litten unter Mangel an Arbeitskräften, andere unter dem Ausbleiben von Aufträgen oder der Unterbindung der Zufuhr von Rohstoffen. Unsere großen Luxusindustrien, Stiderei und Uhrenmacherei, die viel Tausende von Frauen beschäftigten, waren eine Zeitlang wie lahmgelegt, die wirtschaftliche Depression war da und bewirkte Lohnreduktionen, Entlassungen von Personal — das Gespenst der Arbeitslosigkeit ging um, vor allem in den Städten und Industriezentren. Besonders schwer betroffen wurden alleinstehende Arbeitnehmerinnen, für welche die Militärnotunterstützung nicht in Betracht fiel und die sich oft von einem Tag zum andern ohne Verdienst sahen.

Da erschien es als eine der wichtigsten Aufgaben der Frauenvereine, für solche Notleidende zu sorgen. In erster Linie galt es Stellung zu nehmen gegen jene Schädigungen von Arbeitswilligen, die sich aus dem mangelnden Weitblick der wohlhabenden Frauenfreise ergaben. Hausfrauen des Bürgerstandes waren es, die aus gutgemeinter Sparsamkeit den Zeitverhältnissen gerecht zu werden glaubten, indem sie eine Verminderung der von ihnen abhängigen Arbeitskräfte vornahmen. Entlassungen von Dienstboten, Wasch- und Putzfrauen standen auf der Tagesordnung. Bei der Kleidermacherin zog man Aufträge zurück; Mal- und Klavierstunden der Töchter erschienen überflüssig. Daß solche Einschränkungen das Heer der Arbeitslosen vermehrten und zum wirtschaftlichen Tiefstand beisteuerten, das wurde nicht bedacht. Aufklärung tat bitter not, und sie kam auch von verschiedenen Seiten. Wirkungsvoller aber als alle theoretischen Ermahnungen erwies sich das tatkräftige Vorgehen von Berufsorganisationen, die, wie die Vereinigung weiblicher Geschäftsanstellter der Stadt Bern, für ihre Mitglieder eintraten und gegen ungefleckte Maßnahmen Vorfehren trafen. Die unentgeltlichen Rechtsauskunftsstellen für Frauen, die in Städten, wie Zürich, von tüchtigen Juristinnen geleitet werden, haben in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung einfacher Rechtsbegriffe ebenfalls gute Dienste geleistet und verzeichneten eine starke Inanspruchnahme.

Mit großem Eifer wurde bald im ganzen Lande herum das Gebiet der Arbeitsbeschaffung für bedürftige

Frauen und Mädchen bebaut; bis in die kleinen Dörfer hinein drang der Gedanke der Arbeitsvermittlung. Bereits bestehende kommunale und gemeinnützige Arbeitsnachweis- und Berufberatungsschulen nahmen sich der Bedrängten an. Leider stand in den ersten Monaten nach der Mobilisation die Nachfrage nach Arbeit in keinem Verhältnis zum Angebot. Es galt für eine große Zahl meist berufsloser Frauen erst passende Arbeitsfelder zu erschließen. Der Schweizerische gemeinnützige Frauenverein hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er die Herbeschaffung bezahlter Heimarbeit an die Hand nahm. Es gelang ihm, von der eidgenössischen Armeeleitung fortlaufend bedeutende Bestellungen von Militärkleidungsstücken, Strohsäcken usw., zu erwirken; sie wurden an alle Frauenvereinigungen verteilt, welche sich mit der Vermittlung von Arbeit befassen wollten. In den Industriezentren, wo die Fabrikarbeit stöckte, bildete diese, wenn auch nichts weniger als glänzend bezahlte Arbeit, doch eine wahre Erlösung für viele Frauen. Leider mußte man die Erfahrung machen, daß selbst gut vorbereitete, einfachste Handarbeiten, wie das Blusennähen, Handschuhstricken, ohne vorheriges Anlernen nicht erstaunlich genug ausgeführt wurden. So entstanden da und dort Arbeitsstuben, in denen freiwillige Hilfskräfte die Arbeitswilligen zur richtigen Ausführung anleiten. Wir kennen Frauen, die seit Kriegsausbruch Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend freiwillig in den Dienst der Heimarbeit stellen, die Stoffe zuschneiden, eingelieferte Arbeit kontrollieren und daneben mit unendlicher Geduld die Arbeitsuchenden unterweisen. Zu ihnen gehört eine Künstlerin, die seit einem Jahr kaum den Fuß in ihr Atelier gesetzt, dafür aber Tausende von grauen Militär-Überblusen, Räppibezeugen, Quartiermützen zugeschnitten hat. Ihr danken wir es, daß die schwierige Metallfadenstickerei an den Uniformen höherer Offiziere fortan in eigenen Lande angefertigt werden kann, während sie früher aus Frankreich bezogen werden mußte.

Schon seit längerer Zeit bemüht man sich in einigen Gegenden der Schweiz alte Heimindustrien wieder zu beleben, neue Zweige einzubürgern. Der Krieg hat diese Bestrebungen mächtig gefördert, weil er vielerorts die bisherigen Erwerbsquellen, wie den Fremdenverkehr, versiegen ließ. Zu den Aufgaben der Schweizerfrauen gehört es nun, die nationale Heimindustrie zu schützen; schwer kann es ihnen nicht fallen, denn wir erinnern daran, daß an der Landesausstellung 1914 die Klöppelsspitzen aus dem Lauterbrunnental, von Coppet, aus dem Greizerlandchen, die Stidereien von Chaumont, die Handwebereien aus dem Haslital, allgemeine Bewunderung erregten. Die vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein veranstalteten Verkaufstage für